

Gesellschaft

Vom Sans-Papiers zum Schriftsteller

Der pakistanischer Zeitungsverkäufer Ali Akbar erzählt seinen Weg als illegaler Einwanderer

SUZANNE KRAUSE*

Mittags gegen eins beginnt Ali Akbar seinen täglichen Marathon durch das 6. Arrondissement. Am Kiosk der Place Saint-Sulpice im Herzen von Paris holt er sich seinen Stapel Zeitungen ab: 50 druckfrische Exemplare von „Le Monde“ klemmt sich der hagere kleine Mann unter den Arm und trabt schwer beladen los, quer durch Saint-Germain-des-Prés. Unterwegs überfliegt Ali die Titelseite der Tageszeitung. Als Aufmacher fungiert da die Nachricht, die Regierung plane eine neue Wirtschaftspolitik. Schon hat der Straßenverkäufer seine Tagesparole gefunden: „In ‘Le Monde’ steht heute, dass die Wirtschaftspolitik modernisiert werden soll. Na sowas, seit 60 Jahren machen sie nun Pläne und immer noch ist ihnen die Wirtschaft nicht modern genug“, sinniert er mit einem gewissen hintersinnigen Lächeln. Mit energischem Schritt strebt Ali auf das nächste Café zu: „Ça y est, ‘Le Monde’ ist da“, lockt er lauthals die Kunden auf der Terrasse und an der Bar, ihm ein Exemplar abzukaufen. In den kleinen Straßen des Viertels, in denen sich noch ein Restaurant an das andere reiht, klappert der Zeitungsverkäufer in halsbrecherischem Slalom alle Etablissements nacheinander ab: im Zickzack von der linken Straßenseite zur rechten, von der rechten zu linken, zur Tür

rein, zur Tür raus, hier ein kurzer Schwatz mit dem Patron am Tresen, dort einige Worte mit einem Passanten und Stammkunden, – Ali ist ganz in seinem Element. „Ça y est, ça y est“ ist sein Erkennungsruf, mit seiner schwarzen Regenjacke, den weißen Turnschuhen und der blauen Kappe mit dem Logo „Le Monde“ auf dem Schirm gehört er seit langen Jahren zum Alltagsleben im Herzen des 6. Arrondissements. Am besten geht das Geschäft, wenn er seine Kunden beim Essen mit den neuesten Nachrichten versorgt. Jedes verkaufte Exemplar bringt ihm 33 Cents ein, an dem ganzen Stapel verdient er so pro Tag 26,40 Euro, sechs Mal wöchentlich.

Neuerdings trägt Ali Akbar neben der Tageszeitung auch sein eigenes Werk auf der Straße und in den Bistros zu Markte. Und das verkauft sich teils besser als „Le Monde“. Im vergangenen Frühjahr hat der Pakistani seine Autobiographie veröffentlicht, sie trägt den Titel: „Ich bringe die Welt zum Lachen, aber die Welt bringt mich zum Heulen“, erschienen im Verlagshaus *Jean-Claude Gawsewitch*, das im 6. Arrondissement seine Geschäftsräume hat. In seinem Buch erzählt Ali Akbar auf 280 Seiten sein Leben, mit einfachen Worten, farbig, sensibel und sehr detailgetreu: „Ich schreibe seit langem immer wieder

* Suzanne Krause, Paris-Info, lebt als freie Journalistin in der Nähe von Paris.

Tagebuch, weil mir das ein freundlicher älterer Herr in Pakistan einst empfohlen hat“, erklärt der graumelierte 51-Jährige in fast akzentfreiem Französisch. An diese Begegnung erinnert er sich fast so, als sei es gestern gewesen: Wie er da als ganz kleiner Junge geröstete Maiskolben am Straßenrand verkaufte und eines Tages dieser Herr vor ihm stand. Als er seinen Maiskolben zahlte, sah der kleine Ali, dass er Tränen in den Augen hatte: „Er fragte mich: ‘Warum sitzt du da im Staub, mein Sohn, warum bist du nicht in der Schule?’“, erzählt der Zeitungsverkäufer. Und antwortete damals wahrheitsgetreu, seine Familie sei so arm, dass er als ältestes Kind mitverdienen müsse. „Da sagte er mir: Du musst trotzdem versuchen, lesen und schreiben zu lernen, damit es dir mal besser geht.“ Ein Rat, an den Ali sich gehalten hat.

Seinem Tagebuch hat der hagere Mann mittlerweile seine Grenzgänge zwischen der östlichen und der westlichen Welt anvertraut. Die Kindheit verbrachte der heute 51-Jährige in bitterer Armut in Pakistan, in Rawalpindi, weitab vom Schuss. Als Erstgeborener in einer Familie mit acht Kindern, mit einem Vater, der seine Aggressionen tagtäglich gewalttätig an seinem Sohn ausließ. Ab dem fünften Lebensjahr wurde Ali zum Arbeiten geschickt, zum Kühehüten, als Laufbursche, als Maiskolben-Röster. Die Schule konnte er nur bis zum 12. Lebensjahr besuchen, doch im Unterricht schlief er wegen eines Nachtjobs ohnehin immer vor lauter Übermüdung ein. Mit 18 suchte Ali sein Heil dann in der Flucht, in der Fremde, und schlug sich auf abenteuerliche Weise bis nach Griechenland durch, wo er zwei Jahre auf einem Frachtschiff für mehrere Weltumrundungen anheuerte – sein freundliches Wesen, eine reichliche Prise Naivität und den festen Glauben in Allah als einzigen Wegbegleiter. Endgültig an Land ging Ali schließlich in Frankreich, in Rouen, froh, endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Dort bot ihm ein Landsmann, der an der Uni studierte, eine

Zuflucht an. Er beherbergte ihn in seinem Wohnheim-Zimmer und half ihm bei der Jobsuche, um Ali dann finanziell schamlos auszunutzen, während sein Arbeitgeber in einem kleinen Hotel ihn mit rassistischem Verhalten vertrieb.

Schattendasein eines Sans-Papiers

Die Suche nach einem Lebenshafen brachte Ali Akbar schließlich nach Paris. Die Lichterstadt lernte er allerdings aus der Schattenperspektive kennen: Er hatte keine Papiere, kein Geld, schlug sein Nachtlager unter den Seine-Brücken auf, im Winter in einem Notlager der Heilsarmee, kam eine Zeit lang bei Mitgliedern der Krishna-Sekte unter und zog täglich los, um Arbeit zu finden. Stammelte die paar Worte Französisch, die er mittlerweile aufgeschnappt hatte, vermengt mit einigen Brocken Englisch, das er sich selbst beibrachte. Ein klassischer Fall eines illegalen Einwanderers, eines so genannten „Sans-Papiers“. Damals allerdings, Anfang der 1970er Jahre, war der Begriff Sans-Papiers längst noch kein solches Reizthema für Politik und Öffentlichkeit. Dennoch, ohne Aufenthaltserlaubnis bekam Ali keinen festen Job. Eines Tages schien sein Wunsch nach einem normaleren Leben in Reichweite gerückt, als er als Hilfskraft in einem Billardsalon hätte anfangen können – wenn er einen „permis de séjour“ gehabt hätte. Sein Arbeitgeber begleitete ihn auf die Präfektur, doch sein Antrag wurde abgelehnt: Zwei Monate zuvor hatte Staatspräsident Valéry Giscard d'Estaing die Einwanderungsbestimmungen verschärft. „Ich hatte keinerlei Chance, an Papiere zu kommen, solange er Staatspräsident war“, ahnte Ali Akbar damals schon. Und musste sich für weitere lange Jahre in seinem Schattendasein einrichten.

Zu dieser Zeit stammte die überwiegende Zahl der – offiziellen – Einwanderer noch aus Europa, genauer Südeuropa: aus Italien, Spanien, Portugal. Im September 2005 veröffent-

lichte das staatliche Statistik-Institut INSEE einen umfassenden Band mit dem Titel „Les immigrés en France“ – ein Thema, für das sich das Haus erstmals 20 Jahre zuvor in einem speziellen Band interessierte. In der aktuellen Ausgabe lässt sich anhand von zahlreichen Tabellen die Entwicklung der Einwanderungswellen im Land nachvollziehen. 1962 stellten die Einwanderer aus Europa 78,7 Prozent der gesamten Migrantengruppe, 14,9 Prozent stammten vom afrikanischen Kontinent, 2,4 Prozent aus Asien. 1975, als Ali im täglichen Überlebenskampf schon an der Seine weilte, war der Anteil der Zuwanderer aus Europa schon auf 67,1 Prozent gesunken, während die Quote der Migranten aus Afrika auf 28 Prozent, die der Asiaten auf 3,6 Prozent anstieg.

Neue Zahlen zur Einwanderung

Die neuesten Zahlen stammen von der Volkszählung 2004: Da hält Europa nur noch 41 Prozent, Afrika 42 Prozent und Asien 14 Prozent. Die Einwanderer aus Afrika stammen bislang hauptsächlich aus den Maghreb-Staaten, doch die Migranten aus Schwarzafrika werden immer mehr: Sie stellten 1962 gerade mal 0,7 Prozent der Migrantengruppe, 1999 ist ihr Anteil auf 9,1 Prozent hochgeschwollen. Die INSEE-Experten fassen die Tendenzen der Entwicklung folgendermaßen zusammen: Die Zahl der Herkunftsländer der Migranten, die in Frankreich eine neue Heimat suchen, steigt ständig; der Ansturm aus außereuropäischen Ländern nimmt sichtbar zu und mittlerweile ist jeder zweite Migrant eine Migrantin. Was nun den Prozentsatz der Einwanderer an der Gesamtbevölkerung in Frankreich anbelangt, so lag er 1975 bei 7,4 Prozent, 1999 bei 8,9 Prozent. Laut den offiziellen Zahlen lebten 1999 4,31 Millionen Einwanderer im Land; ein Drittel unter diesen Zuwanderern besitzt die französische Staatsangehörigkeit. Nach den ersten Ergebnissen der jüngsten Volkszählung stel-

len die volljährigen „immigrés“ jedoch mittlerweile 9,6 Prozent der Gesamtbevölkerung, dies entspricht 4,5 Millionen Personen. Nicht speziell berücksichtigt haben die Autoren des INSEE-Berichtes die Gruppe der illegalen Einwanderer, verständlicherweise, mangels amtlicher Zahlen.

Ali Akbar schlug sich in Paris so durch das Leben auf der Straße, bis er im Januar 1974 eine Begegnung machte, die seinem Leben eine neue Wende gab. Auf dem Boulevard Saint-Michel lernte er einen argentinischen Studenten kennen, der dort die Satirezeitschriften „Charlie Hebdo“ und „Hara Kiri“ verkaufte: „Die Titelseite von ‘Hara Kiri’ verblüffte mich: Sie zeigte eine nackte Frau, die grotesk wirkte, dumm und böse“, erinnert sich Akbar in seiner Biographie. „Als guter Puritaner und pröder Moslem hätte ich eigentlich schockiert sein müssen, aber nein, ich musste schallend lachen. Ich hatte mich ganz schön verändert!“ Kurz darauf bot er selbst „Charlie Hebdo“ feil, skandierte lauthals die teils sehr subversiven und anstößigen Schlagzeilen und wurde irgendwann noch nicht einmal mehr rot dabei. Er tauchte in die Anarcho-Kreise der Blattmacher ein und bekam nach und nach einen Fuß auf den Boden – ein Netzwerk von Freunden, einen festen Anker weit ab von der Heimat, ohne jedoch seine Familie zu vergessen. Mit seinem Ersparten finanzierte er eine Reise nach Pakistan und feierte mit einer Cousine Hochzeit, arrangiert von den Eltern. Auf dem Rückweg überquerte er von Italien aus zu Fuß die Alpen, mitten durch einen Schneesturm. Als die französischen Grenzer das zitternde Bündel Mensch ankommen sahen, ließen sie den Sans-Papiers ohne Kontrolle wieder einreisen.

Ali kam damals mit großen Hoffnungen zurück: In Paris hatte gerade François Mitterrand das Ruder übernommen und in Aussicht gestellt, die illegalen Einwanderer zu regulieren, ihnen Aufenthaltspapiere zuzugestehen. Der erste Antrag, den der Pakistani

daraufhin stellte, wurde abgeschmettert. Der zweite, einige Wochen später, endlich angenommen: Ali Akbar war ab sofort kein illegaler Einwanderer mehr, stolz zeigte er überall seinen funkelnagelneuen „permis de séjour“ vor. „Ich glaubte, mein Herz würde vor Freude zerspringen“, vertraute er damals seinem Tagebuch an. Ein neues Leben tat sich vor ihm auf: „Endlich verließ ich die Schattenexistenz und fand ins Licht. Wer sich nie als illegaler Einwanderer durchschlagen musste, kann nicht nachvollziehen, was es heißt, im offenen Tageslicht leben zu können.“

Richtig ins Bewusstsein der Öffentlichkeit traten die illegalen Einwanderer wohl erstmals Mitte der 1990er Jahre, als die bürgerlich-rechte Regierung die sehr unsanfte Räumung der Kirche Saint-Bernard im Norden von Paris anordnete. Dort hatte eine große Gruppe Sans-Papiers, schwarzafrikanische Einwandererfamilien, Zuflucht gesucht und einen Hungerstreik veranstaltet. Es handelte sich um Menschen, die teils seit langen Jahren in Frankreich lebten, Jobs nachgingen und Unterkunft in Abbruch-Häusern gefunden hatten. Deren Kinder vielfach in Frankreich geboren und in Paris eingeschult waren und deren Anträge auf Aufenthaltsgenehmigung mehr als einmal abgeschmettert worden waren, häufig aufgrund von Lappalien: alles andere als Einzelfälle. Nun trommelten die Sans-Papiers für ihre Sache und fanden viel Unterstützung. Es entstand eine breite Solidaritätsbewegung, in der zahllose Prominente, Künstler und Vertreter der Linken sich mobilisierten. Sie veröffentlichten einen Aufruf, die Sans-Papiers offiziell in die Gesellschaft einzugliedern. Die gewalttätige Zwangsräumung brachte die Problematik dieser Schattenexistenzen ans Licht und in die Schlagzeilen. Seither ist der Kampf gegen illegale Einwanderer ein Dauerbrenner, zu dessen Höhepunkten die vom damaligen Innenminister Charles Pasqua angeordnete Zwangsausweisung via Charter ebenso gehört wie die von Nicolas Sarkozy ausgearbeitete

ten neuen Sicherheitsgesetze vom Sommer 2003, die auch das Verbot der Straßenprostitution enthalten, das sich recht unverhüllt gegen illegal eingereiste Prostituierte aus Osteuropa und Schwarzafrika richtet.

Ali Akbar fand 1982 endlich in einen normalen Alltag. Die Aufenthaltsgenehmigung erlaubte ihm nun, im Rahmen der Familienzusammenführung seine junge Frau und seinen vier Monate alten Sohn nach Paris zu holen. Shazad heißt er, König in Alis Muttersprache. Für seine kleine Familie mietete der frisch gebackene Vater ein 30-qm-Appartement – die erste eigene Wohnung, seit er das Elternhaus verließ. Mittlerweile hatte er sich schon bei „Le Monde“ als Straßenverkäufer etabliert und sich das Saint-Germain-des-Prés-Viertel als Revier angeeignet. Da tragt er seither täglich 15 Kilometer Strecke für den schmalen Verdienst ab, sechs Stunden lang. Und sonntags beginnt er seine Runde morgens um eins, um das „Journal du Dimanche“ an die Kunden zu bringen. Seine Frau Aziza hütet derweil im Vorort im Süden von Paris das Haus und die Kinder. Denn Shazad, heute 23 Jahre alt, hat inzwischen vier Brüder, der Jüngste ist gerade zehn Jahre alt. Die Familie ist Ali Akbars Lebensmittelpunkt, dass Schmalhans regelmäßig Küchenmeister ist, erwähnt er mit keiner Bemerkung. Das verbietet ihm auch sein Stolz. Mit sehr anrührenden Worten schildert der kleine Zeitungsverkäufer in seinem Buch den Tag, an dem einer seiner Söhne aus völlig unerklärlichen Gründen plötzlich eine geistige Behinderung entwickelte, die ihn ein Leben lang abhängig macht von Betreuung. Ein zweiter Sohn kam behindert zur Welt. Als einer der zahlreichen Freunde von Ali, eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, die er bei seinem täglichen Marathon im Literaten- und Intellektuellen-Viertel Saint-Germain-des-Prés kennen lernte, davon erfuhr, wollte er dem vom Leben geprüften Vater finanziell unter die Arme greifen, doch Ali lehnte trotz aller Dankbarkeit für das Angebot ab.

Hoffnungen und Ehrgeiz der zweiten Generation

Stolz ist Ali Akbar auch auf seinen ältesten Sohn Sharan, der studiert, um Ingenieur zu werden, und die Hoffnung auf sozialen Aufstieg verkörpert. Erstmals haben sich die IN-SEE-Verantwortlichen in ihrem neuen Einwanderungsbericht für die zweite Generation der Einwanderer interessiert und deren Hoffnungen und Alltagsleben eine eigene Studie in der Gesamtstatistik gewidmet. Mit interessanten Ergebnissen: Die Kinder aus Einwandererfamilien streben weitaus mehr nach sozialem Aufstieg als ihre Gleichaltrigen aus französischen Familien. Ist der Vater im Arbeitermilieu tätig, weigern sich doppelt so viele Migrantenkinder als der Rest der jungen Bevölkerung, in die beruflichen Fußstapfen ihres Vaters zu treten. Das Gleiche gilt für die Töchter, wenn die Mutter in einer Leichtlohngruppe beschäftigt ist. Migrantenkinder ziehen verstärkt ein Fachabitur vor und ein kurzes, sehr berufsbezogenes Studium. Im Job suchen sie zuallerst die Möglichkeit, gut ihren Lebensunterhalt verdienen zu können (so äußern es 75 Prozent der Söhne aus Migrantenfamilien, 70 Prozent der Söhne aus einheimischen Familien, 70 Prozent der Migranten-Töchter und 62 Prozent der Töchter französischer Familien). Eine Arbeit zu haben, die begeistert, ist für sie weitaus weniger wichtig als für die gleichaltrigen Nicht-Migranten-Kinder (meinen 48 Prozent der Migranten-Söhne gegenüber 60 Prozent der Einheimischen).

„Ça y est, ça y est, der zweite Band von Ali Akbar ist erschienen“, kündigt der Zeitungsverkäufer mit funkelnden Augen bei seiner Tagestour an – eine Ente, die seine Stammkunden zum Lachen bringt. Aber die PR-Maschine funktioniert: Mancher kauft ihm den

Band spontan ab. Dann setzt Ali regelmäßig seine Brille auf, sucht in den Taschen nach einem Stift und verziert das Werk mit einer persönlichen Widmung. Beim Direktverkauf fließt ein Teil des Preises direkt in seine Tasche und viele verzichten auf das Rückgeld: „Das sind meine Tantiemen“, scherzt der kleine Mann. Der schönste Lohn in seinen Augen ist jedoch, dass er in der Achtung seiner Söhne mit der Buchveröffentlichung gewaltig zulegte: Endlich sehen sie, dass ihr Vater auch im weltweit renommierten Saint-Germain-des-Prés seinen Platz hat, ein kleiner Star ist. Diesen Status nutzt er, um seine wichtigste Botschaft zu vermitteln: „Mein Buch soll jungen Leuten Mut machen,“ resümiert Ali Akbar. „Es handelt vom Kampf für ein besseres Leben. Und das ist doch eine gute Lektion, um Mut zu schöpfen.“ Mut, der ihm selbst mittlerweile ein bißchen abgeht. Die Jahre, die Strapazen der tagtäglichen Rennerei bei jedem Wetter sind nicht spurlos an dem kleinen Pakistani vorübergegangen. Seine größte Sorge ist, dass es ihm immer schwerer fällt, tagtäglich eine neue provokante Schlagzeile zu finden, um „Le Monde“ lauthals anzubieten. „Die Leute lachen immer weniger“, stellt er resigniert fest. Und sein Stammviertel verändert sich immer mehr: In den 30 Jahren, die er nun durch das Herz des 6. Arrondissements hetzt, haben viele Restaurants die Rollläden endgültig gesenkt, sind an ihre Stelle Boutiquen getreten, in denen er natürlich seine Ware nicht feilbieten kann. Nun hofft Ali Akbar darauf, von der Stadt Paris einen kleinen Kiosk zugewiesen zu bekommen, in dem er Andenken verkaufen will und Zeitungen natürlich, mitten im 6. Arrondissement. Denn „Monsieur ça y est“ will seinem Viertel ja treu bleiben.